

# Auf der Durchreise: Wieviel Ortsbindung braucht der mobile Mensch?

Soziale Beziehungen sind wichtiger als der Wohnort



Der Römer als touristischer Ort, wo Äbbelwoi aus-  
geschenkt wird –  
so das klischee-  
hafte Bild der mo-  
bilien IT-Spezialisten  
von Frankfurt.  
Wenn die echten  
Frankfurter ihr  
»Stöffche-Fest«  
feiern, sind sie  
garantiert nicht  
dabei.

Rund 45 000 Neubürger ziehen jährlich in die Stadt Frankfurt am Main, ebenso viele verlassen sie wieder: Mit insgesamt 90 000 Zu- und Wegzügen liegt Frankfurt ganz weit vorne, wenn es um die berufliche und räumliche Mobilität in bundesdeutschen Städten geht <sup>1/</sup>.

Für das Individuum wird es damit zunehmend schwieriger, sich dauerhaft zu verorten. Gerade der »flexible Mensch« <sup>2/</sup> entwickelt die Sehnsucht nach der Verwurzelung in einer Gemeinde, seinem Wohnort, so die These des bekannten amerikanischen Stadtsoziologen Richard Sennett: »... all die emotionalen Bedingungen modernen Arbeitens beleben und verstärken diese Sehnsucht: [...] und vor allem die allgegenwärtige Drohung, ins Nichts zu fallen, nichts »aus sich machen zu können«, das Scheitern daran, durch Arbeit eine Identität zu erlangen. All diese Bedingungen treiben die Menschen dazu, woanders nach Bindung und Tiefe zu su-

chen.« Im Anschluss an Sennetts These, dass der flexible (mobile) Mensch den lokalen Raum, den Wohnort, für eine kompensierende, identitätsstiftende, gesellschaftliche Verankerung sucht, hat sich eine Diskussion entwickelt, in der das Für und Wider dieser auf amerikanischen Verhältnisse bezogenen These diskutiert wird.

Die Stichhaltigkeit seiner These ist für deutsche Verhältnisse noch nicht empirisch untersucht. Das versucht meine Studie »Lokale Identität in Frankfurt am Main«; die Dissertation wird im Rahmen des interdisziplinären Studienprogramms »Europäische Stadt- und Regionalentwicklung« verfasst. Dabei geht es mir weder um ein potenzielles Konzept, wie man zum »Frankfurter« wird, noch um die von anderen Städten unterscheidbaren Charakteristika. Ich untersuche am Beispiel einer der mobilsten Städte Deutschlands, ob es für das mobile Individuum notwendig ist,

lokale Identität beziehungsweise Ortsverbundenheit zu entwickeln und falls nicht, was gegebenenfalls an diese Stelle tritt.

Soziale Beziehungen und ihr Einfluss auf die individuelle Identität

Mit dem Konzept »lokale Identität« beziehe ich mich auf die sozialwissenschaftliche Identitätsforschung, vornehmlich auf den amerikanischen Sozialpsychologen George Herbert Mead (1863–1931) <sup>3/</sup>. Er fasst Identität als intersubjektiven Prozess von Ego, dem reflektierenden Teil einer Person, und Alter, dem Objekt der Reflexion. Mead verdeutlicht dies mit seinen Überlegungen über das generalisierte Andere – »taking the role of the others«. Der individuelle Identitätsprozess bezieht sich unter anderem darauf, die Haltungen anderer Individuen zu sich selbst und untereinander einzunehmen, aber auch die Haltungen gegenüber den verschiedenen Aspekten der gemeinsamen Tätigkeit, was der amerikanische Soziologe Erving Goffman <sup>4/</sup> später als »soziale Erfahrungswelt« umschreibt.

Für lokale Identität wird neben der Beziehung zwischen Ego und Alter, dem Ich, noch die Kategorie Raum berücksichtigt – der sozial konstruierte Raum. Soziale Einflüsse und Beziehungen sind für die individuelle Identität bedeutend. Lokale Identität meint, dass der Einzelne über eine Ortszugehörigkeit bedeutsame Bindungen entwickelt, die auf seine individuelle Identität einwirken.

Um zu erforschen, wie notwendig lokale Identität für Individuen mit hoher beruflicher Mobilität ist, führte ich im vorletzten Jahr 32 narrative Interviews <sup>5/</sup> mit einheimischen und zugezogenen Bewohnern der Stadt Frankfurt, die alle zwischen 30 und 40 Jahre alt und kinderlos waren. Die Einheimischen werden repräsentiert von der Berufsgruppe Lehrerinnen und Lehrer mit geringem Mobilitätsdruck, die Zugezogenen von Spe-

zialistinnen und Spezialisten aus dem Bereich der Informationstechnologie, in dem eine hohe Mobilität gefordert wird. Nach ihrer Kontrastivität wurden Typen identifiziert und ihre Besonderheiten mit dem Verfahren der so genannten »objektiven Hermeneutik«<sup>161</sup> rekonstruiert.

**Für Mobile oft Mittel zum Zweck: Die Zugehörigkeit zu einem konkreten Ort**

Die Einzelfallanalysen zeigen, dass sich die These Sennetts empirisch nicht ausnahmslos halten lässt. Die befragten IT-Spezialisten sehnen sich nicht nach Zugehörigkeit zu einem konkreten Ort. Die Stadt Frankfurt ist für sie ein Mittel zum Zweck: Hier realisieren sie ihre Partnerschaft, sie nutzen die räumliche Distanz, um sich von den Eltern abzulösen, oder sie beschreiben Frankfurt schlicht als »Durchgangsstadt«, die ihrem aktuellen Lebensstil entspricht. Dagegen betonen die einheimischen Lehrerinnen und Lehrer ihre Verwurzelung in der Gemeinde, als Ausdruck ihrer hohen, vielschichtigen, sozialen Integration beziehungsweise sozialen Verortung in den jeweiligen Milieus.

Drei exemplarische Fallanalysen, eine Lehrerin und zwei IT-Spezialisten, veranschaulichen näherungsweise das Ergebnis:

**Die einheimische Lehrerin**

Fall 1: Die Lehrerin fühlt sich in Frankfurt, ihrer Kindheimat, traditionell verwurzelt, weil ihre Familie bereits seit mehreren Generationen in der Stadt wohnt. Ihre Ortsbindung übernimmt sie »schicksalhaft« qua Geburt. Der zentrale Aspekt ihrer urbanen Traditionalität ist die hohe soziale Integration in die Großfamilie, mit der sie ein gemeinsames Haus bewohnt. In ihrem sozialen Zuhause fühlt sie sich geborgen; dabei ist das materielle Haus kaum bedeutend.

Neben der Familie ist sie in vielschichtige, alltagsweltliche, soziale Bezüge wie Freunde, Bekannte, Arbeitskollegen, Nachbarn sowie Vereine integriert. Sie engagiert sich aktiv, indem sie Funktionen übernimmt, über die sie sich selbst, ihre Familie, ihr Herkunftsmilieu sowie die Stadt Frankfurt deutschlandweit repräsentiert.

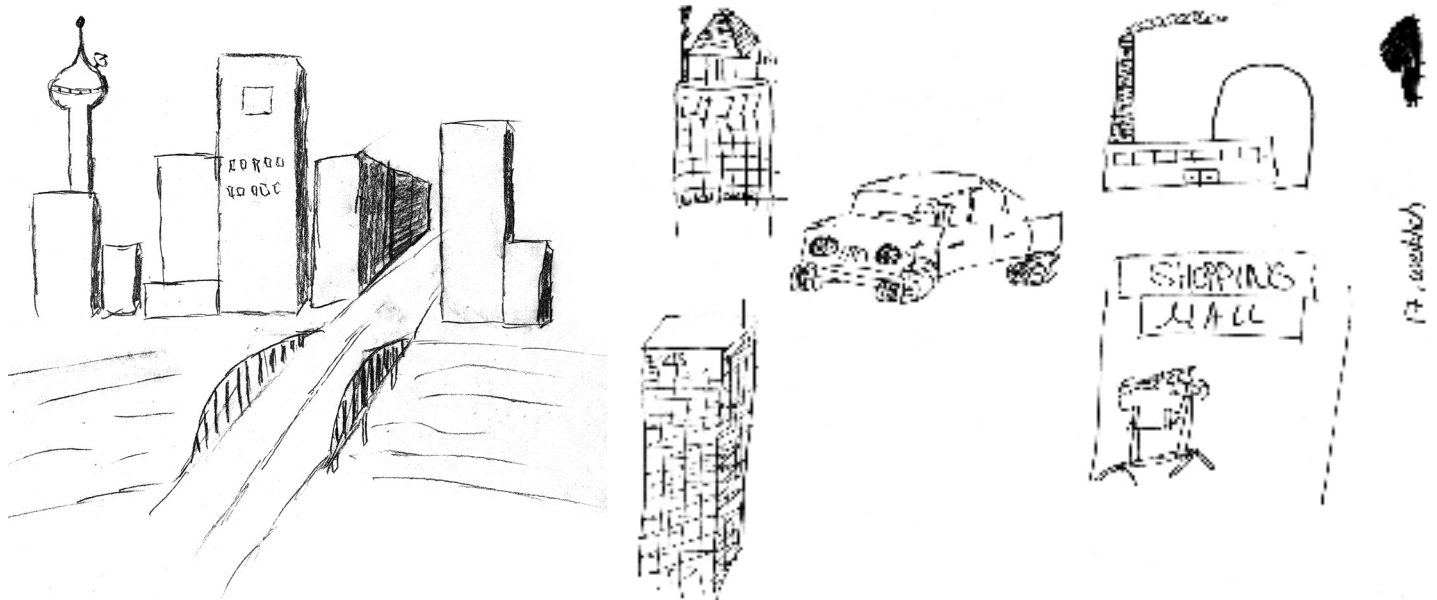
Mit ihren Sozialkontakten eignet sie sich den Raum aktiv an. Am bedeutsamsten ist ihr wohnbezogenes Handeln im elterlichen Haus, gefolgt von ihrem Handeln im Stadtteil und dann im gesamtstädtischen Raum. Die »städtische Bühne« ermöglicht ihr selbstverwirklichende, soziale Handlungsoptionen eines urbanen, modernen Lebens. Sie fühlt sich in der Stadt niemals alleine, selbst

wenn sie diese alleine »erobert«. Der städtische Raum, in dem sie wie selbstverständlich Frankfurter Orte benennt und lokalisiert, ist ihr vertraut. Wenn sich ihr Sozialsystem auflösen würde, könnte ihre Zugehörigkeit zum geografischen Ort diesen schmerzlichen sozialen Verlust nicht kompensieren.

**Die mobilen IT-Spezialisten**

Fall 2: Die mobile IT-Spezialistin lebt derzeit in Frankfurt, weil sie hier einen Job bekam, aber auch die sozialen, urbanen Handlungsoptionen hat, die sie für ihren aktuellen Lebensstil benötigt. Sie könnte sich auch vorstellen, in einer anderen Großstadt zu leben. Wichtig ist für sie das stimmige Verhältnis zwischen eigenem Lebensstil, mobiler Berufstätigkeit und sozialen, städtischen Strukturen. An der Stadt Frankfurt, in der sie entgegen früherer Ressentiments gerne wohnt, behagen ihr die Urbanität und das soziale Leben, ohne dass sie sich zu sehr und dauerhaft binden muss.

Das zentrale Moment ihres erlebnisorientierten Lebensstils ist ihr Bedürfnis, mobil handeln und weiterreisen zu können, was sie auch plant. Obwohl sie mittlerweile einige Kontakte in Vereinen knüpfte, möchte sie sich nicht verorten. Für ihre Reiselust ist es wichtig, dass sie keinerlei familiäre Bindung in



Austauschbare Großstadtkulisse – viele Neubürger erleben Frankfurt nur als »Durchgangsstadt«: Man muss über eine Brücke, fährt auf eine Skyline zu und ... ist in Berlin, wie der Fernsehturm beweist. Soll das Frankfurt sein? (Zeichnungen entstanden während des Projekts »Frankfurt von außen«, von Prof. Dr. Heinz Schilling, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie.)

Für Zugezogene aus der IT-Branche stellt sich Frankfurt kaum anders dar als für die 17-jährige Schülerin aus Michelstadt: Konstruktionsteile aus dem Frankfurt-Baukasten – Hochhäuser, Verkehr, Shopping, Industrie. Fehlender Alltagskontakt mit der Stadt verhindert, dass alles zu einem Panorama zusammenfließt.





Treffpunkt für Touristen und Einheimische: Die Sachsenhäuser Äbbelwoi-Kneip' »Zum Gemalten Haus« ist einer der vielen Orte, wo gebürtige Frankfurter ihre lokale Identität spüren.

Frankfurt hat. Sie trägt ihr Zuhause und ihr Wohlfühlen sinnbildlich in sich und funktionalisiert die Stadt als geeignete »Durchgangsstadt«. Obwohl sie sich aus Rentabilitätsgründen eine Wohnung gekauft hat und sich dort auch sehr wohl fühlt, hat sie nicht die Absicht, in Frankfurt sesshaft zu werden.

Fall 3: Der mobile IT-Spezialist fühlt sich vorrangig über seine Partnerin verwurzelt, nicht aber über alltagsweltliche und soziale Bezüge am konkreten Ort. Das Bedürfnis, mit seiner Partnerin zusammen zu sein, bestimmt sein Handeln. Der Wohnort ist dabei für ihn jederzeit austauschbar. Er zog berufsbedingt nach Frankfurt, wählte die Stadt aber auch, weil sie in räumlicher Nähe zum früheren Wohnort seiner Partnerin liegt, die anfangs nicht

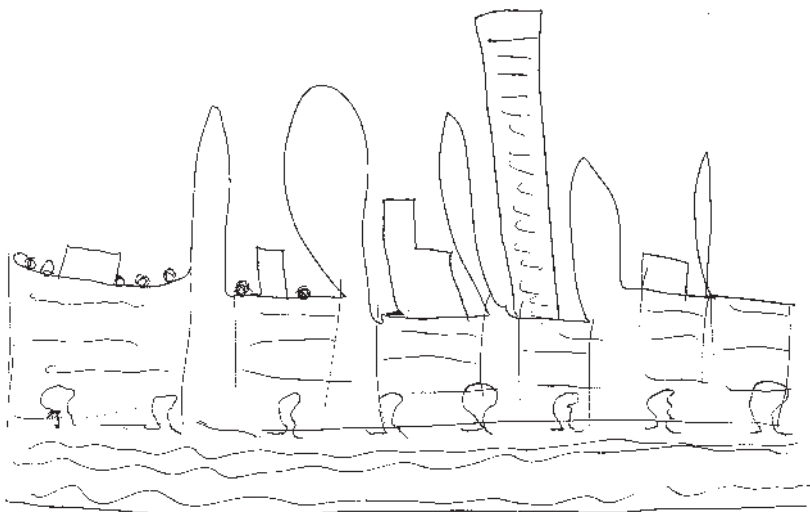
mitziehen konnte. Erst nachdem sie ihm folgte, verlagerte er seinen sozialen Lebensmittelpunkt nach Frankfurt. Seine Partnerin brachte ihm sein soziales Zuhause mit. Die gemeinsame Wohnung, die er sehr schätzt, wird zu seinem sozialen Nest.

Eine aktive soziale Integration in Frankfurt ist für ihn nicht bedeutend. Fehlende Kontakte kompensiert er über die Partnerschaft. Damit spielen der Stadtteil und auch der gesamte städtische Raum für sein soziales Handeln kaum eine Rolle. Er nimmt sowohl den Stadtteil, den er als »unstrukturiert« erlebt, als auch den gesamtstädtischen Raum nur sehr eingeschränkt wahr. Seine Raumbilder sind klischeehaft. Hochhäuser erscheinen nur als Synonyme für Banken und Geld, der Römer als touristischer Ort.

#### Bedeutung sozialer Kontakte

Diese drei Fallanalysen entkräften einerseits Sennetts These, da es für die mobilen IT-Spezialisten im Ge-

gensatz zur einheimischen Lehrerin nicht notwendig ist, lokale Identität beziehungsweise Ortsverbundenheit zu entwickeln. An die Stelle von lokalen Bezügen tritt bei ihnen die Hinwendung zur Partnerin oder ein erlebnisorientierter Lebensstil, der auf Durchreise ausgelegt ist. Andererseits lässt sich in den hier nicht vorgestellten Fallanalysen systematisch zeigen, dass individuelle Sozialbeziehungen, – vor allem die Herkunfts- und die selbst gegründete Familie –, sowie Freunde, Netzwerke und Vereinszugehörigkeiten die wesentlichen Parameter für Ortsbindung und lokale Identität sind. Je weniger die Individuen sozial integriert sind und/oder wenn das Sozialsystem wegbricht, umso größer ist ihre Bereitschaft, (wieder) wegzuziehen – da bindet auch keine Eigentumswohnung. Wer auch immer sich in einer Stadt darum bemüht, die lokale Identität zu fördern, sollte die Bedeutung der zentralen sozialen Beziehungen deshalb nicht außer Acht lassen. ♦



Braucht das mobile Individuum eine lokale Identität? Sicher ist nur der Main – ein halbes Jahr wohnt der 24-Jährige in Frankfurt. Die Stadt hat er noch nicht »in sich«. Sein »Frankfurt-aus-dem-Kopf« erscheint als eine von außen mitgebrachte Allzweck-Großstadtkulisse, »irgendwie amerikanisch«, wie er sagt. Nur das Gewellte im Vordergrund benennt er eindeutig: »Das ist der Main!«

#### Anmerkungen:

<sup>1/1</sup> Vgl. Stadt Frankfurt am Main (2003): Statistisches Jahrbuch Frankfurt am Main 2003, S. 30.

<sup>1/2</sup> Vgl. Sennett, Richard (1998): Der flexible Mensch – Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin.

<sup>1/3</sup> Vgl. Mead, George Herbert (1934): Mind, Self and Society – From the standpoint of a social behaviorist, Chicago.

<sup>1/4</sup> Vgl. Goffman, Erving (1974): Das Individuum im öffentlichen Austausch – Mikro-

studien zur öffentlichen Ordnung, Frankfurt am Main.

<sup>1/5</sup> Dieses Erhebungsverfahren wurde im stadtsociologischen Kontext zur Ermittlung von Ortsbezügen im Rahmen einer Gemeindegemeinschaftenlegung in den

1970er Jahren entwickelt. Schütze, Fritz (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien, Bielefeld.

<sup>1/6</sup> Für die Verfahrensgrundzüge siehe Oevermann, Ulrich (2000): Die Methode der Fallre-

konstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis. In: Kraimer, Klaus (Hrsg.): Die Fallrekonstruktion – Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung, Frankfurt am Main, S. 58 – 156.

#### Der Autor

**Thorsten Eger** erlangte seine Diplome in Soziologie und Politologie in den Jahren 1999 und 2000 an der Universität Frankfurt. Er ist Promovend am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften und beschäftigt sich seit Oktober 2001 mit dem Thema »Lokale Identität in Frankfurt am Main«. Seine Dissertation wird von Prof. Dr. Marianne Rodenstein betreut.